

## Wunderwelt oder Welt der Wunder?

Ich bin Bibliothekar. Weiß der Kuckuck, warum ich das geworden bin. Vielleicht, weil ich gerne Bücher lese? Möglich. Weil ich Menschen mit Freude darauf hinweise, was es und wieviel Schönes, Nützliches, Informatives es zu lesen gibt? Möglich. Weil ich davon überzeugt war, von allen Schätzen der Erde zu erfahren, die rings um mich in den Regalen stehen? Möglich. Letzte Erfahrungen zu sammeln, neueste Weisheiten zu erkennen, die von berufenen Autoren kommen? Möglich.

Ich habe Erfahrungen gesammelt, ich bin Weisheiten gegenübergestellt worden, doch sie kamen nicht allein aus den in den Regalen stehenden Büchern; ich bekam sie auch von den Menschen, die in die Flüsteratmosphäre der Bibliothek traten, sich umsahen, ratlos oder mit bestimmten Ziel, die sich mit mir besprachen, unsicher oder selbstbewußt, die ihren Geschmack und ihre Bedürfnisse noch nicht kannten, Menschen, die sich unterschätzten, andere, die glaubten, jedes Buch besser schreiben zu können, und die die konsumierte Lektüre mit verächtlicher Gestik auf das Pult schleuderten. Ja, solche gab es auch. Aber die Mehrzahl war anders. Die Mehrzahl war:

„Ich möchte ein schönes Buch“, sagte er schüchtern.

Er war elf.

Ich fragte, was er gelesen hätte, was er besonders schätzte, ob Abenteuer oder Sport, ob Reisen oder Technik, Kriminalgeschichten oder Utopien.

„Alles“, sagte er und blickte mich sanft an.

„Und du hast keinen besonderen Wunsch?“ fragte ich.

„Doch“, kam die überraschende Antwort. „Es muß so groß sein, daß es in meine Rocktasche paßt.“

Ich unterdrückte meine Verwunderung, ich ergriff ihn bei den Schultern und schob ihn durch die Kinderbücherei an den Regalen entlang. Wir fanden, was paßte. Es war Pippi Langstrumpf im Kleinformat.

„Kennst du das?“

Er schüttelte den Kopf. Ich nahm das Buch, stempelte das Rückgabedatum und reichte es ihm. Er steckte es in die Rocktasche und war zufrieden. Mich plagte die Neugier.

„Warum muß es so klein sein?“ fragte ich.

Er wollte mit der Sprache nicht heraus.

„Ich sag es niemanden“, sagte ich, „Ehrenwort!“

Er atmete tief, dann blickte er mich an.

„Sie wollen nicht, daß ich so viel lese“, sagte er.

„Wer?“ bohrte ich.

„Mama und Papa“, antwortete er. „Wenn ich mit einem Buch in der Hand nach Hause komme, sind sie böse.“

Er ging zur Tür und bückte sich. Er hob ein fernlenkbares Spielzeugauto auf und verließ die Bücherei.

Es kamen viele alte und junge Kinder, kluge und weniger kluge. Ich sah sie älter und noch älter werden, hatte Anteil an ihren Problemen, half mit Büchern, soweit mit Büchern zu helfen war, wurde ihr Vertrauter. Mütter kamen und wühlten in den Bilderbuchkisten. Alte Menschen kamen und verlangten nach ein bißchen Glück und Freude, nach Gerechtigkeit und Bestrafung des Bösen und Belohnung des Guten. Da legte ich ihnen ein Buch in die Hand, ein wenig Hoffnung, ein wenig Vertrauen in das Dasein, das doch nicht so böse war, wie sie – die Alten – es ein Leben lang erfahren hatten.

Ärzte kamen und verlangten Entspannung, Straßenkehrer wünschten Weltliteratur, Studenten zeitnahe und experimentelle Texte. Manche Leser warteten schon vormittags vor der verschlossenen Tür, geduldig, als währte der Tag ewig, manche kamen spät abends knapp vor der Sperrstunde, erschöpft und ausgelaugt von der Mühsal des Tages. Alle aber kamen mit einer Erwartung, mit einer kleinen oder großen Neugier, was es noch im Leben an bedeutenden, wunderbaren, erstaunlichen Dingen geben mochte. War ich deshalb Bibliothekar geworden, weil es in meiner Möglichkeit lag, den Menschen zur Erfüllung jener Erwägungen zu verhelfen? Möglich.

Es gab Leser, die verbrachten Stunden in der Lesecke, warteten, bis ich einmal allein war. Da gab es den alten Mann, der sommers und

winters den selben Anzug trug.

„Ich verstehe das nicht“, sagte er und legte einen Brief auf den Tisch. Es war ein Formular, dessen Fragestellungen in einem Deutsch waren, als stellten sie den Leser vor die Lösung der Welträtsel.

Wir füllten gemeinsam in einer stilleren Stunde das Formular aus. Da gab es die alte Frau, die Schmerzen in den Beinen hatte, die jemand brauchte, dem sie ihr Leid erzählen konnte. Sie klagte nicht, weil sie wußte, daß es keine Heilung gab, aber sie suchte ein williges Ohr, und das brachte schon Erleichterung.

Es kamen Mütter mit Erziehungsproblemen.

„Ich brauche ein Aufklärungsbuch“, sagte eine Mutter und wurde rot.

„Für welche Altersstufe?“ fragte ich und beachtete ihre Röte nicht. Sie sagte es mir. Wir gingen gemeinsam zum Regal.

„Stellt das Kind gezielte Fragen?“ forschte ich.

Die Mutter nickte.

„Dann geben Sie gezielte Antworten“, sagte ich.

„Ich weiß nicht, wie man es sagt“, antwortete sie ausweichend.

Ich drückte ihr ein Buch in die Hand. „Lesen Sie es gemeinsam mit Ihrem Kind. Aber greifen Sie nicht über die Fragen hinaus.“

Wir sprachen noch einiges. Es wurde ein sachliches Gespräch. Die Röte aus ihrem Gesicht war verschwunden, und plötzlich befanden wir uns in einem Gebiet, das von den Wundern des Lebens handelte, von Geburt und Tod, von Werden und Vergehen, von den Dingen, die ewig währen.

Es kamen Maturanten mit den Leselisten. Wir diskutierten, suchten Kurzbesprechungen über die Spitzenwerke der Literatur zusammen, Kleingartenbesitzer wollten Fachbücher über Gartenbau und die Anfertigung von Betonplatten, junge Menschen verlangten nach Fußballbüchern und solchen über den Motorsport.

Es erschienen Mädchen, drei waren es, fünfzehnjährig, flüsternd, lachend und die Köpfe zusammensteckend. Sie trieben sich unentschlossen zwischen der Kinderbuchabteilung, den Jugendbuchregalen und der Romanliteratur für Erwachsene hin und her. Sie näherten sich zögernd dem Ausleihetisch.

„Irgendwelche Probleme?“ fragte ich.

Sie grinnten unentschlossen.

„Wir möchten einen Liebesroman“, sagte die Mutigste von ihnen, während die beiden anderen kicherten.

Ich lächelte nicht, zog meine Stirn in Falten, zeigte ihnen, wie sehr ich nachdachte.

„Ja“, begann ich zögernd, „ein Liebesroman ist eine sehr ernste Sache.“ Sie blickten mich ungläubig an und das Lachen verschwand aus ihren Gesichtern.

„Ihr seid also bereit, euch mit einem echten Liebesroman auseinanderzusetzen?“ fragte ich.

Sie nickten, schauten einander an und nickten wieder.

„Gut“, sagte ich, „dann gebe ich euch etwas Besonderes, damit ihr seht, wie groß Liebe sein kann.“

Ich holte ein Buch von Marie von Ebner-Eschenbach aus dem Regal und gab es ihnen. Sie lasen den Titel, den Namen der Autorin, blickten mich zweifelnd an, schließlich nahmen sie das Buch.

„Ich möchte gern, daß wir darüber reden, wenn ihr fertig seid“, sagte ich.

Nach drei Tagen kamen sie wieder. Sie kicherten nicht, sie legten das Buch schweigend auf den Tisch.

„Nun?“ fragte ich, „zufrieden?“

„Es war traurig“, sagte eine. „Wir wollten eigentlich etwas wie ...“

„Wie im Kino?“ setzte ich fort. „Ja wißt ihr, der Film hört leider meistens dort auf, wo das Leben erst anfängt.“

Zwei gingen zu den Jugendbuchregalen, eine blieb bei mir stehen.

„Haben Sie noch etwas Ähnliches?“ fragte sie.

Ich hatte.

War es das, was den Beruf so schön machte? Möglich.

Alle die kamen, kamen mit Sehnsüchten, Wünschen, mit Wissensdurst und Informations hunger, mit dem Bedürfnis, sich einen schönen Leseabend zu machen, Neues zu erfahren, sich zu entspannen oder sich fesseln zu lassen.

In dem quadratischen Raum war Platz für alles. Und fehlte einmal etwas, so lag es an mir, es zu beschaffen.

Vieles lag an mir, sollte die Bibliothek ihre Aufgabe erfüllen. Mein Geschmack, meine Vorliebe für einen bestimmten Zweig der Literatur, zählte nicht. Oder nur dort, wo ich gleichgestimmte Leser vorfand. Ich ordnete mich unter, ich versuchte, die Vorstellungswelt meiner Leser zu erfassen, um ihnen jene Art der Lektüre anzubieten, die ihnen das gab, was sie suchten. Es gab nichts Schöneres, als das zufriedene, aus gemeinsamem Einverständnis erweckte Lächeln auf dem Gesicht des Lesers, wenn er das Buch zurückbrachte. „Noch so etwas“, sagte der Leser dann.

Das ging, solange der Vorrat reichte. Dann aber kam der Tag des Weichenstellens, die langsame und behutsame Führung in andere Bereiche der Literatur. Das gab Widerstand und Mißverständnisse, das erforderte Gespräche, Diskussionen, Erklärungen und das Hineinstöbern in neue Dimensionen, welche Toleranz, Aufgeschlossenheit, Einsicht und Nachsicht forderten, bis plötzlich der Weg frei war und akzeptiert, später ihm sogar begeistert gefolgt wurde.

Sternstunden des Bibliothekars? Möglich.

Der Satz: Sage mir, was du liest und ich sage dir, wer du bist, stimmt nicht immer. Vieles fällt auch auf unfruchtbaren Boden, vieles wird mißverstanden oder in das Gegenteil verkehrt. Das ist kein Grund zur Resignation, zur Aufgabe. Dann hält sich der Bibliothekar an die Kinder. Er organisiert für sie einen Lesenachmittag, an dem ein Schriftsteller kommt und sich in ihren Kreis begibt, mit ihnen liest und spricht, ihnen seine Erzählungen und Märchen vorstellt, ihnen vom Erlebnis des Schreibens berichtet. Das baut die Scheu ab, unverständlichen, gehorsamen Respekt zu haben vor dem geschriebenen Wort. Auch das gedruckte Wort wartet auf Kritik, wartet darauf, anerkannt oder abgelehnt zu werden, denn nur aus berechtigten Einwänden ändert sich etwas zum Guten. Bibliothekar sein, heißt Vermittler sein. Vermittler von Dingen, die die Welt bewegen, in Atem halten, verändern, aufbauen sollen.

Bibliothekar sein, heißt den ganzen weiten Bogen des Universums herbeizuziehen für die Interessierten, heißt aber auch, die Teil-

nahmslosen zu begeistern an den tausendfältigen Sparten des Geistes, der nicht nur – wie irrtümlich angenommen wird – schwärmerischen Dunst verbreitet, sondern Handfestes, Greifbares zu bieten hat.

Wer lesen kann, der soll es tun. Es ist nicht allzulange her, daß das Schreiben und Lesen ein Vorrecht der Privilegierten war. Die Feudalherren, die herrschenden Klassen, waren sich der Macht des geschriebenen Wortes bewußt. Lange genug blieb das „gemeine Volk“ von der aufklärenden Funktion des Buches ausgeschlossen. Das Buch war es, das die gesellschaftlichen Schranken niederbrach. Die Bibliotheken waren es, die für jene aufklärerischen Abschnitte der arbeitenden Menschen sorgten, um sie aus geistiger Knechtschaft zu befreien. Die Bibliothekare waren nur ihre Gehilfen.

Gehilfe; in dem Wort steckt Hilfe. Das ist es, was den Beruf eines Bibliothekars ausmacht: helfen können und helfen wollen.

In allen Bereichen des Lebens.